

Warum der eine stürzt und der andere nicht

Heinz Helle erzählt in „Die Überwindung der Schwerkraft“ von einem Bruder, den der Jüngere nicht retten kann

Während er in einem Fotoalbum blättert und sich an seinen verstorbenen Bruder erinnert, kommt dem Erzähler in Heinz Helles Roman „Die Überwindung der Schwerkraft“ eine Szene aus der gemeinsamen Kindheit in den Sinn, die nebensächlich erscheinen könnte. Tatsächlich aber offenbart sich in ihr das Dilemma dieser Bruderbeziehung, wengleich auf eine sanfte, erträgliche Weise.

Der Bruder, zwölf Jahre älter, sitzt am Klavier, der Erzähler hat es sich unter dem Essisch gemütlich gemacht, der Vater lauscht dem Spiel des Sohnes, bis dieser abrupt abbricht, als er einen falschen Ton trifft. Er möge weiterspielen, bittet ihn der Vater, aber der Sohn kann nur paralysiert auf die Tasten starren. Der Vater schaut schweigend aus dem Fenster. Unerträglich wird die Stille, bis der Erzähler, drei oder vier Jahre alt mag er sein, aus seinem Versteck kriecht, vorsichtig zum Klavier hinübergeht, um plötzlich mit beiden Fäusten auf die Tasten zu hämmern. Und alle lachen.

Das Verzagen des Älteren angesichts des Stockens im Klavierspiel kann der Ich-Erzähler hier noch mit Komik überhöhen und auf diese Weise die Beklemmung in Belustigung verwandeln, den Bruder gleichsam erlösen. Später, als die Brüder erwachsen sind, wird das Zaudern und Zweifeln des Älteren sich in eine Krankheit zum Tode ausgewachsen haben. Kaum noch zu entzerren ist, ob die Familienkonstellation oder gar das historische Unheil selbst Auslöser des Leidens ist oder, umgekehrt, ob das Wissen um die Gnadenlosigkeit der Verhältnisse nur eine Erklärung bereitstellt für den eigenen Schmerz. Geradezu besessen liest der Bruder des Erzählers in den Zeugnissen der Dutroux-Verbrechen, der Zweite Weltkrieg treibt ihn genauso um wie Zeitungsmeldungen über Unglücksfälle.

Nicht allein, weil der 1978 in München geborene, mittlerweile in Zürich lebende Heinz Helle seinen Ich-Erzähler gleich im ersten Satz von „Die Überwindung der Schwerkraft“ berichten lässt, dass er nun beinahe so alt sei wie der ältere Bruder, als dieser starb, weiß man, dass jeder Rettungsversuch vergeblich bleibt, dass die selbstzerstörerische Kraft des Älteren, die sich in Alkoholexzessen entlädt, zu mächtig ist, als dass der Jüngere sie aufhalten oder durchbrechen könnte. Ebenso, wie er ihn auf der letzten gemeinsamen Sauftour nicht stoppen kann, von der freilich keiner der beiden ahnt, dass es sich um die letzte handelt: eine Odyssee durch das winterliche München, gut achtzig der insgesamt 200 Seiten des Romans umfassend, ein sich steigerndes Delirium, in dem das ganze Lebensende des Älteren zusammenschmurt. Die groteske Lächerlichkeit, wenn man gemeinsam mit anderen strauchelnden Gestalten inbrünstig Roxette-Songs grölt, steht neben der ephemeren Einsicht in die universelle Haltlosigkeit des Menschen.

Helles schmaler Roman ist ein von Zweifeln grandierter Versuch über das Erinnern und über die so schwer fassliche Nähe und gleichzeitige Ferne zwischen Geschwistern. Er ist die Rekonstruktion eines hoffnungslosen Kampfes und ein Hadern mit der Frage, warum zwei Lebensbahnen, die einen – beinahe – gemeinsamen Ausgangspunkt haben, so unterschiedlich verlaufen, warum der eine abstürzt, während der andere nicht aus dem Tritt gerät. Und so reibt sich der Erzähler nicht zuletzt an der verfluchten Rolle, die ihm in der Familienkonstellation zukommt. Die Brüder haben einen gemeinsamen Vater, die Mutter des älteren Sohnes wurde vom Vater für die Mutter des Erzählers verlassen, so dass der Jüngere mit der Schuld aufwächst, ein

möglicher Grund für das Unglück des Älteren zu sein: „es fiel mir nicht leicht, die Gedanken weil er sie verlassen hat, gibt es mich und jetzt ist sie tot voneinander zu trennen.“

„Die Erfindung der Schwerkraft“ ist weder in Kapitel noch Absätze unterteilt, der Roman besteht aus einem durchgehenden Textblock, und anders als in seinen bisherigen Romanen, die sich durch Lakonie auszeichneten, lässt Helle seinen Erzähler sich den Weg durch den unübersichtlichen Fundus der Erinnerung in langen, verschachtelten Sätzen bahnen, so mäandierend, könnte man vermuten, wie die beiden Brüder durch die schneeverwehte Münchner Nacht taumeln. Aber es ist das Gegenteil eines Verirrens: Helles Sprache ist äußerst präzise und konzentriert, vom unbedingten Willen bestimmt, sich der Komplexität der Empfindungen wie der Ereignisse zu stellen und dabei zum immerhin vorläufigen Ende jedes Gedankens, zu dessen Kern vorzustoßen. Der Trost einer letztgültigen erzählerischen Ordnung, die eine konsistente Erklärung für das Schicksal des Bruders wäre, aber bleibt verwehrt.

Helles Erzähler macht sich zum Sprachrohr des Toten. Er stellt, indem er ihn permanent referiert, poetologische Überlegungen an, unternimmt Stippvisiten in Philosophie und bildende Kunst. Es gibt Reflexionen zu Bombenkrieg und postgenerativer Traumatisierung und der Sprachlosigkeit zwischen den Generationen, Sebald und Kempowski werden aufgerufen. Das könnte nach heillosen Überladung klingen, stattdessen aber gelingt Heinz Helle etwas ähnlich Faszinierendes wie etwa Mathias Enard in „Kompass“: Wissen wird nicht von oben herab gepredigt, sondern seine Aufrufung wird zum emphatischen, wengleich verbeglichen Brückenschlag zu einem anderen Menschen, zu einer Liebeserklärung.

Neben der berserkerhaften Verzweiflung, mit der der Ältere den Erzähler wohl nicht nur auf der Kneipentour überfällt, steht ein letzter, die eigene Not nur notdürftig kaschierender Versuch, sich selbst aus der Depression zu retten. Was er aber als Glücksversprechen herbeireden will, ist von Anbeginn an unheilvoll schief, nicht nur weil es in seiner Kleinbürgerlichkeit so gar nicht zu ihm passen will. Die neue Freundin, von der er in den höchsten Tönen spricht, ist eine Prostituierte, das Kind, das sie erwartet, von einem anderen gezeugt. Und wenn der Bruder nun plötzlich nicht mehr über historische Versehrtheiten, sondern über die Praktikabilität von Einrichtungszubehören spricht und als Beispiel für die Liebesswürdigkeit und Liebe der Freundin anführt, sie habe ihm unlängst sogar ein halbes Hähnchen mitgebracht, dann ist das von absurdem Witz und markerschütternder Traurigkeit und offenbart die ganze Verlorenheit dieser Existenz. Und womöglich unser aller.

Vielleicht hätte die Lektüre eines zu tiefst menschenfreundlichen, das Scheitern mit zärtlicher Hilflosigkeit betrachtenden Romans wie „Die Überwindung der Schwerkraft“ den Unrettbaren, der die Sprache so liebt, nicht geheilt. Beglückt jedoch, jedenfalls für eine Weile, hätte ihn Helles Erzählen ganz sicher – ein Erzählen, das eben das vermag, was der Titel verspricht: bei aller Gewichtigkeit zu schweben.

WIEBKE POROMBKA



Zeigen Sie Zeichen! Was macht Ihre Freundschaft aus? Vom Armabändchen über den Wandersschuh bis zum Tattoo – schicken Sie uns Ihr Zeichen der Freundschaft und werden Sie Teil der Ausstellung! Alle Einsender*innen erhalten eine Einladung zum **Like you!-Treffen** am 15. Oktober 2018. Wir freuen uns auf Ihr Foto und Ihre Geschichte: Bis 12. Okt an freundschaft@mspt.de

Like you!

Freundschaft digital & analog
Ab 25. Okt 18 | www.mfk-frankfurt.de

Museum für Kommunikation
Frankfurt



Heimkehr der besonderen Art: „Verlorener Sohn“, gesehen von Giorgio de Chirico

Foto AKG/VG Bild-Kunst, Bonn 2018

Lust und Verblendung

Thomas Hürlimanns Roman „Heimkehr“ ist eine opulente Bildungs- und Schelmengeschichte.

So einen Roman hat man von Thomas Hürlimann, dem Meister der strengen Form und der klaren Sätze, noch nicht gelesen: lustvoll überbordend erzählt und voller phantastischer und grotesker Episoden. Eine wilde, existentielle und raffiniert gebaute Schelmengeschichte, die den Leser wie ein Strudel herumwirbelt, dass ihm Hören und Sehen vergeht. Denn genau so geht es dem Helden dieser Abenteuergeschichte, einem modernen Odysseus und Romantiker, der eigentlich nur eines will: nach Hause.

„Ich erzähle eine einfache, uralte Geschichte vom verlorenen Sohn, der heimkehrt zum verlorenen Vater“, schreibt Thomas Hürlimann über seinen Roman. Aber einfach ist in dieser Geschichte nichts. Denn wie in allen seinen Romanen, Theaterstücken und Erzählungen gehören die rational-klare und die abgründige, dämonische Erscheinungsweise der Welt stets zusammen, und schon der Ausgangspunkt seines Helden Heinrich Übel, die Schweiz, ist für ihn vermintes und schwankendes Gelände: Vom Vater als „Abfall“ bezeichnet und aus dem Haus geworfen, die Mutter früh verschwunden. Am meisten leidet er aber an der unsicheren, inkonsistenten und feindseligen Welt, die ihn umgibt, eine Art Albtraumreich, in dem er sich schuldig und fremd fühlt. Was aus ihm in dieser Welt einmal werden soll, kann er sich nicht vorstellen.

Ein wunderbar vielschichtiger, phantasierender und humorvoller Held ist dieser Heinrich, Sohn des Gummifabrikanten Heinrich Übel, und er heißt nicht zufällig so – denn seine mehrfachen Versuche, sich der Heimat zu nähern, erinnern an ebensolche Versuche des „Grünen Heinrich“ und seines Autors Gottfried Keller. „Heimträume“ und „Weiterträumen“

heißen zwei besonders schöne Kapitel aus dem „Grünen Heinrich“, die von zwei tragisch gescheiterten Rückkehrversuchen erzählen. Und auch Heinrich Übel junior steckt ausweglos fest in seinen Träumen. Dass seine lange Abenteuerreise nach einem Unfall auf vereister Brücke beginnt, hängt mit deren zweifachem Sinn zusammen: Diese Brücke verbindet nicht nur das Übel-Reich des Vaters mit dem des Lebens und der Freiheit, sondern sie ist auch eine ausgerollte, horizontale Variante der Treppe, dem Ort schicksalhafter Erkenntnis schlechthin. Ihre Urform findet sich in Platons Höhle, sie gehört zu den zentralen Motiven in Hürlimanns Werk. Dass dem verletzten Heinrich-Odysseus vom anderen Ufer Circes Wohnwagen als Freiheitsversprechen entgegenleuchtet, deutet schon den doppelten Boden des Romans an.

Kein Stolpern und Straucheln des Helden mehr, wie in den früheren Erzählungen, jetzt geht es um Leben und Tod, Sein oder Nichtsein, und der Autor hat Heinrich nicht nur den Geburtstag – 21. Dezember 1950 – geliehen, sondern auch seine Nahtoderfahrung samt „Auf-erweckung“, die er in einem Essay als höchst ambivalentes Lazarus-Erlebnis schildert. Heinrich findet sich als ihm selbst Unbekannter auf Sizilien wieder, ein schiffbrüchiger Robinson mit martialischer Narbe und fehlerhaftem Gedächtnis, den der örtliche Pate unter seine Fittiche nimmt. Hier beginnt das rasante Spiel der Verwandlungen und lustvollen Genrespiele. Ob in Afrika oder in Ost-Berlin: Überall wird Heinrich für einen anderen gehalten, als er ist, und er verzichtet sich hinter einem schweigsamen Mafia-Gestus, der sich so großartig anfühlt wie der Anzug, den der Pate ihm anmessen lässt. Dabei bringt Hürlimann das Kunststück fertig, seinen zu tiefst schüchternen Heinrich zu einer idealen Projektionsfläche werden zu lassen, einem Niemand, der alle ihm Begegnenden herausfordert: Manche verehren ihn, andere wollen ihn erziehen, demütigen oder manipulieren und werden damit auf verstörende Weise kenntlich. Heinrich analysiert das mit lakonischem Witz, denn eines hat er von seinem einzigen Freund, dem Kater Dada, gelernt: Er ist nicht gemeint, die Menschen sprechen immer von sich selbst.

Der eigensinnige Held ist der Motor des Buches, seine Abenteuer dienen einer Erziehung der Gefühle. Und natürlich steht die Liebe dabei im Mittelpunkt. Wie sein Seelenverwandter bei Gottfried Keller ist er hin- und hergerissen zwischen Phantasie und Wirklichkeit, und die verzweifelte Suche nach der halb geträumten Mo Montag, die vor seinen Augen als Venus nackt dem Meer entsteigt, sich aber schnell als ideologisch aufgerüstete FDJ-Aktivistin zu erkennen gibt, gehört zu den schönsten Episoden. Auf ihren Spuren dringt er in die DDR ein, als wäre diese Dornröschens Schloss, und als Gummi-Erbe werden ihm von hochdekorierten Funktionären sonderbare Geschäftsideen unterbreitet. Er scheint von Sonnambulen umgeben, und nach viel Wodka findet er die Geliebte schließlich als Lokomotive verkleidet auf einer deutsch-russischen Propagandafeier – ein Feuerwerk an grotesken und tief sinnigen Gags, das Monty Python alle Ehre gemacht hätte!

Lebensentscheidend wird der dritte Versuch der Heimkehr. In Zürich erkennt ihn niemand, und im unscheinbaren Alltag seines früheren Mietshauses öffnet sich, meisterhaft erzählt, eine surreale Falltür: Heinrich macht sich auf die Suche nach sich selbst, befragt die Nachbarn und findet auf dem Speicher Reste seines Manuskriptberges wieder, aus dem sein „Lebenskatalog“ entstehen sollte. Da er beim Schreiben am besten nachdenken kann, gelingt von hier aus sogar der Heimweg. In der Gummifabrik wird er mit offenen Armen empfangen und als neuer Chef dringend gebraucht: Er hat die Probe bestanden. Doch da, eine letzte, glanzvolle Pointe, bei der E.T.A. Hoffmann im Hintergrund die Fäden zieht: Der Kater mischt sich ein. Mehr soll hier nicht verraten werden – überraschender und die Kapriolen des Lebens liebevoll preisender kann eine Bildungsreise nicht enden. NICOLE HENNEBERG



Thomas Hürlimann:
„Heimkehr“. Roman.

S. Fischer Verlag,
Frankfurt am Main 2018.
522 S., geb., 24,- €.

Hinweise für Partygeher

Julia Shaw weiß, wie man über das Böse plaudert

Wenn Sie eben eine Einladung zu einer Party erhalten haben und sich fragen, wie Sie dort die Aufmerksamkeit einer Dame oder eines Herrn oder gleich einer ganzen Gruppe von Anwesenden auf sich lenken können, dann kommt das neue Buch von Julia Shaw für Sie gerade recht. Religion ist als Thema tabu, Politik delikater, aber die Frage: „Wissen Sie, wie sich Ihr Gehirn von dem Adolf Hitlers unterscheidet?“ oder der Hinweis „In London gibt es übrigens einen Sex-Klub mit Kultstatus“ dürfte Ihnen das Interesse der Umstehenden sichern.

Julia Shaw hilft auch beim zweiten Schritt der Unterhaltung weiter, denn ihr Buch über das Böse ist im Stil eines Party-Talks geschrieben. Locker-flockig behandelt es Themen, die ja irgendwie jeden faszinieren: Mord und Totschlag und Perversion. Die Autorin hat auch Anmerkungen eingefügt, so dass Sie sich nicht nur auf ihr Buch, sondern auch auf „Psychological Science“ oder das „Journal of Applied Social Psychology“ beziehen können.

Ihr Ziel sei es, schreibt die Autorin, „Unterhaltungen über das Böse“ in Gang zu setzen. Ihr Buch sei aber kein religiöses oder philosophisches Buch. In der Tat – leider! Zwar kann ihr nun niemand vorwerfen, dass sie das Thema nicht umfassender behandelt hat. Aber es hätte dem Buch sicher gutgetan, wenn sie nicht lediglich Nietz-



Julia Shaw „Böse“. Die Psychologie unserer Abgründe.

Aus dem Englischen von Ursula Pesch und Claudia Block. Carl Hanser Verlag, München 2018. 320 S., geb., 22,- €.

sche-Zitate über die einzelnen Kapitel gestreut, sondern sich auch inhaltlich mit dem auseinandergesetzt hätte, was Philosophen und Theologen über das Phänomen des Bösen zu sagen hatten und haben.

Allerdings bieten die Sätze des großen Philosophen immerhin den Anschein der Gliederung in einem Werk, das ansonsten so wirkt, als ob die Autorin alles, was ihr zum weiten Feld des Bösen eingefallen ist, in die Suchmaschine eingegeben und das Ergebnis relativ zusammenhanglos ausgewertet habe. So finden sich ohne begriffliche Differenzierungen Untersuchungen zu Aggression und Sadismus in trauriger Nachbarschaft zu Forschungen über Pädophilie, Nationalsozialismus, Vergewaltigung und Massenmord. Ist ja irgendwie alles böse.

Allerdings solle man auch niemanden als vollkommen böse etikettieren und somit entmenslichen, mahnt die Autorin. Dies ist nun tatsächlich ein wichtiger und weiterführender Hinweis. Menschen sind nicht nur Psychopathen oder Diebe oder Pädophile. Selbst Mörder sind zuerst und vor allem noch Menschen. Ob ihr Buch „die vertrauten Kategorien von Gut und Böse über den Haufen wirft“, wie der Verlag verspricht, sei dahingestellt. Der Verlag scheint selbst Zweifel zu haben. Denn das Cover zielt kein thematisch passendes Motiv, sondern ein Foto der Autorin. Die sieht nun alles andere als böse aus, sondern im Gegenteil ausgesprochen attraktiv. Attraktive Menschen, so informiert Julia Shaw, wirken im Allgemeinen vertrauenswürdig. Mag sein, dass Julia Shaw in persona ihr bestes Verkaufsargument ist.

Über das Böse erfährt man in ihrem Buch jedenfalls nichts wirklich Neues. Wer aber ihren Stil mag und Anregungen für Smalltalk braucht, wird ganz auf seine Kosten kommen. ANGELA RINN

Als Deutschland sich barbarisierte

Ludwik Hirsfeld war es, der gemeinsam mit Emil von Dungen die Erblichkeit der Blutgruppen nachwies und deren bis heute gängige Bezeichnung entwickelte. Da war der in eine jüdische Familie geborene und zum Katholizismus übertretene Hirsfeld noch keine dreißig Jahre alt. In seiner Autobiographie blickt man aus der Perspektive eines international vernetzten polnischen Ausnahmewissenschaftlers auf die erste Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Hirsfeld, der Studium und frühe Forscherjahre in Deutschland und der Schweiz absolvierte und sein Buch über Blutgruppen 1928 auf Deutsch publizierte, legt darin Zeugnis davon ab, wie Deutschland sich barbarisierte; als „nichtarischer“ Christ wurde er von den deutschen Besitzern ins Warschauer Getto gezwungen. Seine Autobiographie erschien 1946 auf Polnisch. Erfolglos bemühte er sich bis zu seinem Tod 1954 um eine deutsche Ausgabe. Nun erst erfüllte ihm das Zentrum für historische Forschung Berlin der polnischen Akademie der Wissenschaften diesen Wunsch. stst

Ludwik Hirsfeld: „Geschichte eines Lebens“. Autobiographie. Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2018. 434 S., geb., 39,90 €.